

10. Zum Schluss: Relationalität im Dazwischen – Rekapitulation und Implikationen

Phenomena are constitutive of reality. Reality is composed not of things-in-themselves or things-behind-phenomena but things-in-phenomena. The world is a dynamic process of intra-activity and materialization in the enactment of determinate causal structures with determinate boundaries, properties, meanings, and patterns of marks on bodies. This ongoing flow of agency through which part of the world makes itself differentially intelligible to another part of the world and through which causal structures are stabilized and destabilized does not take place in space and time but happens in the making of spacetime itself. It is through specific agential intra-actions that a differential sense of being is enacted in the ongoing ebb and flow of agency. That is, it is through specific intra-actions that phenomena come to matter – in both senses of the word. (Barad, 2007, S. 140)

Aus einem Forschungsprozess ergeben sich Einsichten, die zu Beginn des Prozesses in Umfang, Form und Tragweite nicht absehbar sein konnten, wenngleich sie in einer kontinuierlichen, tastenden Suchbewegung fortwährend angestrebt wurden (vgl. Serres, 2002, S. 35). Ein Forschungsprozess gleicht dem Weg eines »Wandlers durch das Geröll« (ebd., S. 16), auf dem immer wieder ein Umgang mit Widerständen, die sich aus dem theoretischen wie auch aus dem empirischen Material ergeben, gefunden werden muss. Es ist ein experimenteller Umgang mit Widerständen, der dazu führt, dass spezifische Einsichten hinsichtlich des zu untersu-

chenden Phänomens produziert werden können. In diesem letzten Kapitel wird die Absicht verfolgt, zentrale Einsichten und Erkenntnisse, die sich aus dem zuweilen verworrenen Forschungsprozess ergeben haben können, herauszustellen. Des Weiteren wird darzulegen sein, welche Fragen offengeblieben sind und in welche Richtungen die Forschungsergebnisse dieser Studie in zukünftigen Untersuchungen möglicherweise noch weiter bearbeitet werden könnten. Im Wesentlichen geht es im Folgenden um die Klärung der Frage, was während des Forschungsprozesses ›passiert‹ ist. Dem Begriff des Passierens kommt dabei eine doppelte Bedeutung zu (vgl. Jullien, 2018, S. 17, 77): Zum einen betrifft er die Frage danach, was geschehen ist bzw. was sich ereignet hat. Bezug nehmend auf das in den vorhergehenden Kapiteln wiederholt beigezogene Doppelspaltexperiment, wie es beispielsweise Barad (2007, S. 78ff.) als wichtige Grundlage ihres Ansatzes des agentiellen Realismus erörtert hat, stellt sich im Zusammenhang mit dem Verb ›passieren‹ zum anderen die Frage, was durch einen Doppelspalt hindurchgeht und welche Diffraktionsmuster sich bei der Variation des Experiments auf dem Schirm hinter dem Doppelspalt ergeben können.

Um diese Fragen klären zu können, ist es von Bedeutung, erneut die unterschiedlichen Ebenen der Wissensproduktion zu benennen, auf denen sich die Einsichten der vorliegenden Arbeit in systematisierender Absicht verorten lassen. Das Phänomen der Fernbeziehungen wurde zu Beginn der Arbeit in Kapitel 2 (Normalisierungen: Fernbeziehungen als ›Spezialform‹ von Paarbeziehungen) diskursiv gerahmt, wodurch ein Ausgangspunkt für die darauffolgenden empirischen und theoretischen Auseinandersetzungen mit diesem Phänomen gelegt wurde. In jenem Kapitel wurde die Aufmerksamkeit auf »hegemoniale Bedeutungsstrukturen« (Coffey, 2013, S. 15) gerichtet, die sich hinsichtlich naher sozialer Beziehungen in diversen disziplinären Kontexten manifestieren, wobei insbesondere das normalisierte Verständnis von Intimität als ›Selbstenthüllungsintimität‹ (engl. *disclosing intimacy*) (vgl. hierzu bspw. Jamieson, 1998, S. 158) kritisch diskutiert wurde. Zum Schluss des Hauptteils der Arbeit ging es in Kapitel 9 (Das Phänomen der Fernbeziehungen in Diffraktionsmustern) um eine Verschränkung des empirischen Materials (d.h. der Erzähltexte aus den narrativen Interviews) und verschiedener theoretischer Ansätze und Erkenntnisse. Hierfür wurde mit variierenden Diffraktionsapparaturen gearbeitet, wobei jeweils durch ausgewählte inhaltlich-thematische Aspekte empirischer und/oder theoretischer Art ein Beugungsgitter installiert wurde, durch welches sodann anderes ›Material‹ hindurchgelassen wurde, um in unterschiedlichen Variationen Diffraktionsmuster zum Phänomen der Fernbeziehungen zu generieren. Bei der Erzeugung dieser Diffraktionsmuster ging es nicht nur um die Wissensproduktion auf der ontischen Ebene und der ontologischen Ebene, auf denen Wissen *über* dieses Phänomen geschaffen bzw. dieses Phänomen selbst in einer spezifischen Art und Weise hervorgebracht wurde. Zugleich spielte im genannten Kapitel die Wissensproduktion auf der epistemologischen Ebene

ne eine Rolle, wobei es zu erörtern galt, wie die Erzeugung von Wissen mithilfe einer diffraktiven methodischen Vorgehensweise konkret vonstattengehen konnte und inwiefern Justierungen in den Diffraktionsapparaturen immer wieder zu Verschiebungen hinsichtlich des Wissens über Fernbeziehungen geführt hatten.

Im Anschluss an diese zentralen forschungsperspektivischen Überlegungen wurde unter anderem das bereits genannte Konzept der Selbstenthüllungsintimität, wonach sich – etwas verkürzt ausgedrückt – eine Sphäre der Intimität in nahen sozialen Beziehungen dann besonders gut entwickeln könne, wenn sich die Beziehungspartner_innen in einem kontinuierlichen Austausch über ihre individuelle Gefühlslage befänden und wenn die gegenseitigen Selbstenthüllungen vom Gegenüber mit Verständnis aufgenommen würden, im dritten Diffraktionsmuster (Diffraktionsmuster III. – Mehr-als-normalisierte Intimität/Das Intime im Dazwischen) erneut aufgegriffen und diffraktiv durch Julliens (2014b, 2018) Konzeption des Intimen hindurchgelesen. Auf diese Weise konnte aufgezeigt werden, dass ein einseitiger Fokus auf die stetige Erhöhung des gegenseitigen Verständnisses auf der Basis reziproker Selbstenthüllungen möglicherweise mit dem Begriff der *Einführung* in Verbindung zu bringen sei, wobei jedoch der Aspekt der ›Mitführung‹ ausgeklammert bleibe, durch den eine fundamentale Relationalität der Beziehungspartner_innen in dem Sinne, dass diese nicht apriorisch voneinander getrennt, sondern intraaktiv miteinander verbunden sind, in den Blick kommen könnte. Wenn Beziehungspartner_innen nicht – wie dies im Konzept der Selbstenthüllungsintimität supponiert wird – durch kontinuierliche *Einführung* ein immer größeres Verständnis füreinander anstreben, sondern das Intime im Dazwischen ›mitführend‹ unterhalten und dabei die prinzipielle Unergründbarkeit, Heterogenität und Andersheit der anderen Person anerkennen, dann bedeutet dies nicht, dass dadurch kein Gefühl der Nähe zwischen den beiden entstehen kann. Im Gegensatz zur Nähe der Selbstenthüllungsintimität ist die Nähe des Intimen jedoch auf die Wahrung eines Abstands angewiesen, durch den zwischen den Beziehungspartner_innen etwas ›passieren‹ kann. In diesem Zusammenhang kann auf Julliens (2014b) Unterscheidung von »Leben (la vie) zu zweit« (S. 184) versus »zu zweit leben (vivre)« (ebd., S. 185) zurückgegriffen werden:

Das Leben zu zweit verläuft banalerweise unter einem Dach, während man zu zweit auch voneinander getrennt, jeder an einem anderen Ort leben kann [...]. ›Jeder an einem anderen Ort‹ errichtet zwar keine Barriere, lässt aber durch die Aufgabe, eine Distanz zu überwinden, die Notwendigkeit *des Begegnens* wieder aufleben. Denn die Grenze, die echte, die wirklich trennt, ist eine unsichtbare, die schnell dichter wird, wenn sie sich unter scheinbarer Nähe versteckt. (Ebd.)

Diese Überlegung von Jullien impliziert nicht, dass es sich ausschließlich in Fernbeziehungen »zu zweit leben« (ebd.) lasse. Dadurch soll somit keine erneute Differenz zwischen Nah- und Fernbeziehungen stipuliert werden. Die Bedeutsamkeit der Jul-

lien'schen Unterscheidung scheint mir in Bezug auf die Fernbeziehungsthematik vielmehr darin zu liegen, dass das in Kapitel 2 diskutierte weitverbreitete Postulat der Ko-Residenz, dem zufolge Fernbeziehungspaare tendenziell danach streben, ihre Beziehung früher oder später (wieder) in eine Nahbeziehung zu überführen, hinsichtlich der Unterhaltung des intensiven Intimen im Sinne Julliens zwar nicht unbedingt abträglich zu sein braucht, zugleich jedoch auch nicht zu überschätzen ist: Es ist durchaus möglich, »unter einem Dach« (ebd.) zusammenzuleben und dabei im Sinne Julliens (2018, S. 68) ›intim zu sein‹, aber Ko-Residenz ist keine notwendige Bedingung für das Intime, wie es in normalisierten Intimitätsvorstellungen der Fall zu sein scheint.

Der Aspekt der ›Mitführung‹ unter Berücksichtigung der im Anschluss an Jullien (2014b, S. 185) angeführten Frage, was es heißt, zu zweit zu leben, könnte in zukünftigen Arbeiten, in denen etwa auch der Begriff des Intimen bearbeitet wird, in einen Zusammenhang mit Nancys (2016) insbesondere in *singular plural sein* skizzierter Ontologie des Mit-Seins und der Ko-Existenz gestellt und weiter ausgearbeitet werden. Zu Beginn des genannten Buches führt Nancy (2016) zum ›Mit‹ Folgendes aus: »Das Mit, seine irreduzible Struktur der Nähe und des Abstands, seine irreduzible Spannung, die es zwischen dem Einen und dem Anderen erzeugt, steht uns erneut bevor und muss gedacht werden: Denn nur *mit* ergibt Sinn« (S. 12). Das Sein gibt es Nancy folgend nur als Mit-Sein, das heißt, als »Sein-mit-mehreren« (ebd., S. 59), und Existenz gibt es nur als Ko-Existenz (vgl. ebd., S. 58). Ein solches Vorhaben könnte dazu beitragen, die relationale Verfasstheit des gemeinsamen, intimen Seins weiter zu konturieren und diese Relationalität auf andere gesellschaftliche Themenbereiche auszuweiten.

In der vorliegenden Arbeit lag der Fokus jedoch einzig auf dem Phänomen der Fernbeziehungen. Diesbezüglich ließen sich einige zentrale Einsichten im Hinblick auf die grundlegende Relationalität des sozialen Miteinanders in ›close relationships‹ generieren, die darauf hindeuten, dass sich die Beziehungspartner_innen in der Beziehung gewissermaßen gegenseitig konstituieren bzw. eine weitreichende wechselseitige Bezogenheit ausbilden, welche wiederum die Beziehungspartner_innen prägt. In diesem Zusammenhang wäre eine Bezugnahme auf Nancy (2016) durchaus denkbar. Ich knüpfte hierbei allerdings im Wesentlichen an den von Barad (2007, 2017) auf der Grundlage von Bohrs Philosophie-Physik ausgearbeiteten Ansatz des agentiellen Realismus an. Gemäß Barad (2007, S. 333) lässt sich hinsichtlich des Aspekts der Relationalität festhalten, dass die Relata nicht vor bzw. unabhängig von der Relation existieren. Die Relata werden stattdessen als intraaktiv miteinander verschränkt und somit als relational verbunden bzw. ontologisch voneinander abhängig aufgefasst (vgl. ebd., S. 465). Konsequenterweise wäre vor diesem Hintergrund eine Fokusverschiebung von den Relata hin zur Relation vorzunehmen, was mit Blick auf die Untersuchung des Fernbeziehungsphänomens bedeuten würde, nicht die Beziehungspartner_in-

nen, sondern vielmehr die Beziehung selbst in den Mittelpunkt zu rücken und von dieser auszugehen, ohne dabei jedoch erneut die Relata vorauszusetzen. In einem Artikel mit dem Titel *Posthumanist Performativity* skizziert Barad (2003) ihre Überlegungen hinsichtlich einer solchen relationalen Ontologie, mit der sie sich dezidiert gegen »the metaphysics of relata, of ›words‹ and ›things‹« (S. 812) wendet. Eine solche Metaphysik bezeichnet sie als »[t]hingification – the turning of relations into ›things‹, ›entities‹, ›relata‹« (ebd.), und diese »infects much of the way we understand the world and our relationship to it« (ebd.). Auf das Phänomen der Fernbeziehungen gewendet bedeutet dieses von Barad problematisierte metaphysische Verständnis, dass immer schon apriorisch von der Existenz der individuellen Beziehungspartner_innen ausgegangen wird, die dann gemeinsam eine Beziehung unterhalten, anstatt das Denken und Forschen vielmehr am »Mitsein« (Nancy, 2016, S. 59) und am Dazwischen, das heißt an der Relation bzw. an der wechselseitigen Bezogenheit, zu orientieren. Dieser Perspektiven- bzw. Fokusverschiebung hätte im Rahmen der Gesamtkonzeption der vorliegenden Arbeit durchaus noch größere Beachtung beigemessen werden können, wenngleich dies möglicherweise bedeutet hätte, die auf der Grundlage der narrativen Interviews entstandenen Erzähltexte stärker von den individuellen Erfahrungen und Erwartungen der Erzählerinnen zu lösen, um die komplexen Relationalitäten, die sich hinsichtlich des Phänomens der Fernbeziehungen ergeben, auf einer nahezu gänzlich abstrahierten Analyseebene untersuchen zu können.

Trotz dieser Einschränkung waren die soeben dargelegten, auf dem agentiell-realistischen Ansatz Barads beruhenden Überlegungen zum Begriff der Relationalität für ein dekonstruktivistisches Projekt wie das vorliegende ganz generell betrachtet jedoch deshalb zentral, weil sie es ermöglichten, die tief in hegemonialen westlichen Denkweisen und Weltansichten verwurzelten Dualismen prinzipiell infrage zu stellen (vgl. hierzu bspw. Barad, 2003, S. 813, 820; 2007, S. 127f., 138). Denn ebenfalls auf Barad (2003) rekurrierend konstatiert auch Meißner (2019), dass ein sich stark an problematischen Dualismen ausrichtendes Denken »komplexe Beziehungen auf Zustände [reduziert], statt sich für ihre gegenseitigen Bezogenheiten zu öffnen« (S. 14). Unterschiedliche inhaltlich-thematische Aspekte aufgreifend, wurde in verschiedenen Kapiteln daher immer wieder auf ebensolche »Bezogenheiten« (ebd.) hingewiesen und es wurde versucht, gemeinhin in einer dualistischen Weise konzeptualisierte Begriffe zu dekonstruieren. Im Folgenden möchte ich exemplarisch einige dieser Begriffe herausgreifen und erneut kurz darauf zu sprechen kommen, um zentrale Einsichten bezüglich der Dekonstruktion von dualistischen Denkweisen, die während des gesamten Forschungsprozesses immer wieder neu, in mancherlei Hinsicht allerdings auch in gleichbleibender Weise gewonnen werden konnten, verdeutlichen zu können.

1) *Subjekt/Objekt*: Bei wissenschaftlichen Untersuchungen scheint im Allgemeinen stets von vornherein klar zu sein, wer oder was das Subjekt und wer oder was das Objekt der Untersuchung ist (vgl. hierzu bspw. Barad, 2007, S. 30, 195f., 342). Eine diesbezügliche apriorische Trennung oder Eindeutigkeit kann es gemäß Barad jedoch deshalb nicht geben, weil Subjekt und Objekt in einem Phänomen intraaktiv miteinander verschränkt seien: Lediglich innerhalb eines Phänomens würden Grenzziehungen vollzogen, was Barad (2017) als »agentielle Abtrennbarkeit« (ebd., S. 81) bezeichnet hat. Das heißt, dass Subjekt und Objekt (oder Beobachter_in und Beobachtetes) erst durch einen agentiellen Schnitt voneinander getrennt werden, wodurch zugleich auch deren Grenzen bestimmbar werden (vgl. Barad, 2007, S. 337; vgl. insbesondere auch die Ausführungen in Kap. 5: Intermezzo: Ausblick auf die theoretischen Schnitte und Kap. 8: Methodologie und Methode II: Diffraction).

2) *Theorie/Empirie*: Dabei handelt es sich um ein weiteres, in zahlreichen wissenschaftlichen Diskursen bedeutsames »Begriffspaar«. Unter Verwendung eines diffraktiven methodischen Ansatzes, wie er dem zweiten Teil der vorliegenden Studie zugrunde lag, lässt sich dem Umstand Rechnung tragen, dass weder Theorie noch Empirie überhaupt je in Reinform existieren, sondern dass diese wechselseitig aufeinander bezogen und gleichsam voneinander durchdrungen sind. Vor diesem Hintergrund gilt es, sogenannte »empirische« und »theoretische« Materialien als prinzipiell miteinander verschränkt zu verstehen, ohne diese in oppositionelle Stellung zueinander zu bringen oder sie hierarchisch übereinanderzulegen. Bei der experimentellen Erzeugung von Diffraktionsmustern zum Phänomen der Fernbeziehungen (vgl. Kap. 9) konnte unter Einbezug dieser Überlegung gezeigt werden, dass sich abhängig von den vorgenommenen Justierungen an der Diffraktionsapparatur bzw. der Art und Weise der Installation des Beugungsgitters und der durch dieses Gitter hindurchgelassenen Materialien je unterschiedliche Erkenntnisse generieren ließen. Diese experimentelle Vorgehensweise verdeutlicht die Bedeutsamkeit der Berücksichtigung der epistemologischen Fragen, wie und unter welchen Umständen welches Wissen produziert wird (bzw. werden kann). Gerade diese Fragen bleiben in Untersuchungen, die einem weitgehend fixierten »Theorie-Empirie-Schema« verhaftet sind, wobei die Empirie gemeinhin durch bestimmte »theoretische Brillen« betrachtet wird – was jedoch keineswegs ausschließt, dass Erkenntnisse nicht auch induktiv direkt aus dem empirischen Material gewonnen werden können –, häufig außen vor. In Anbetracht dieser Überlegungen lässt sich konstatieren, dass erziehungs- und weiteren sozialwissenschaftlichen Untersuchungsfeldern vielfältige Möglichkeiten – etwa unter Einbezug anderer empirisch erhobener Materialien wie zum Beispiel ethnografischer Beobachtungsprotokolle oder durch die Wahl anderer Darstellungsweisen der erzeugten Diffraktionsmuster – offenstehen würden, um einer diffraktiven Methodologie und Methode zukünftig richtungsweisende Impulse zu verleihen, die dazu beitragen könnten, dass starre »Theorie-Empirie-Schemata« überwunden werden und nicht zu-

letzt auch das Problem des Repräsentationalismus angegangen wird (zu Letzterem vgl. bspw. Barad, 2007, S. 46ff., 133; vgl. ebenfalls die Ausführungen in Kap. 5 und Kap. 8).

Ähnliches wie zu den in wissenschaftlichen Diskursen in Bezug auf Theorie und Empirie zuweilen vorgenommenen hierarchischen Verhältnisbestimmungen lässt sich auch zum im Folgenden kurz erneut aufzugreifenden ›Begriffspaar‹ von Raum und Zeit festhalten.

3) *Raum/Zeit*: Wie insbesondere in Kapitel 6.4 (Zur feministischen Rekonzeptualisierung der Raumtheorie im Anschluss an Doreen Massey) eingehend diskutiert wurde, besteht in unterschiedlichen wissenschaftlichen Diskursen eine lange Tradition der eher negativen Konnotation des Begriffs des Raums, der in einen Gegensatz zum tendenziell positiv konnotierten Begriff der Zeit gestellt wird. Feminist_innen unterschiedlichster wissenschaftlich-disziplinärer Ausrichtung haben diese Hierarchisierung, die dualistischen Denkweisen im Allgemeinen zugrunde liegt, seit Dekaden immer wieder problematisiert. In der vorliegenden Arbeit wurde im Anschluss an Massey (1992, 1999a, 2001c) auf die enge Verwobenheit von Raum und Zeit aufmerksam gemacht, die im unter anderem von dieser Autorin ausgearbeiteten Ansatz der RaumZeit zum Ausdruck kommt. Massey (1992, S. 76f.) weist indes auch darauf hin, dass dieser Ansatz keineswegs eine absolute Einebnung jeglicher Unterschiede zwischen den sogenannten ›räumlichen‹ und ›zeitlichen‹ Dimensionen von Sozialität impliziere. Vielmehr gehe es darum, weitverbreitete dualistische Denkweisen zu hinterfragen, das heißt, gemeinhin als gültig erachtete Verhältnisbestimmungen von Begriffen zu problematisieren, die den einen Begriff als »privileged signifier« (ebd., S. 73) und den anderen im Gegensatz dazu als negatives Pendant verstehen. Darüber hinaus seien alternative Denkweisen auszuarbeiten, welche die Relationalität von scheinbar gegensätzlichen Begriffen zu berücksichtigen vermögen.

4) *Anwesende Abwesenheit/abwesende Anwesenheit, FernNähe/NahFerne, HierDort/DortHier*: Unter den Vorzeichen dieses feministischen Anliegens galt es auch in der vorliegenden Untersuchung, Begriffe wie ›Anwesenheit‹ und ›Abwesenheit‹ oder ›Nähe‹ und ›Ferne‹ gewissermaßen zu veruneindeutigen. Wie unter Punkt 3) zum ›Begriffspaar‹ von Raum und Zeit festgehalten wurde, bestand das Anliegen nicht darin, Unterschiede einzuebnen oder gar als inexistent zu betrachten. In Kapitel 9 zeigte sich stattdessen, dass Begriffe wie beispielsweise ›hier‹ und ›dort‹ nicht absolut voneinander separierbar und nicht immer eindeutig zu bestimmen sind und dass sich Unterschiede zwischen diesen Begriffen folglich nicht vollkommen aufheben lassen oder gänzlich unbedeutend werden. Dementsprechend galt es herauszuarbeiten, inwiefern diese Verhältnisse neu konfiguriert werden. Unter Berücksichtigung der vorgenommenen theoretischen Schnitte zu ›Raum‹ und ›Medialität‹ und durch die Analyse der narrativen Interviews, in denen Frauen über ihre Erfahrungen und Erwartungen im Kontext

ihrer Fernbeziehungen gesprochen hatten, ließ sich zum Beispiel aufzeigen, dass geografische Distanzen als spezifische, metrische Dimension zur Bestimmung von Ferne und Nähe aufgrund der Tatsache, dass die Beziehungspartner_innen während längerer Phasen räumlich voneinander getrennt leben, keineswegs unwichtig werden. Zum einen bringen die Distanzen für Fernbeziehungspaare bestimmte Handlungsanforderungen mit sich und werden dadurch im Alltag relevant, und zwar dann, wenn es beispielsweise darum geht, gegenseitige Besuche zu organisieren, um ebendiese Distanz vorübergehend zu überwinden. Zum anderen führt aber gerade der Umstand, dass es eine geografische Distanz zwischen den Beziehungspartner_innen gibt, auch dazu, dass diese zu Raumproduzent_innen und Raumnutzer_innen werden, indem sie immer wieder neue mediale Räume hervorbringen und ihre Beziehung in diesen Räumen gleichsam kontinuierlich aktualisieren. Mediale Räume entstehen bzw. werden geschaffen, um miteinander über die Distanz hinweg in Kontakt bleiben zu können und um die Beziehung zu unterhalten. Vor dem Hintergrund dieser Ausführungen wäre es somit fragwürdig, die Bedeutsamkeit der geografischen Distanz gänzlich zu negieren oder die unterschiedlichen Bedeutungsgehalte von ›Ferne‹ und ›Nähe‹ in konkreten Lebenssituationen von Fernbeziehungspaaren zu nivellieren. Stattdessen bestand mein Anliegen darin, ausgehend vom zweiten theoretischen Schnitt zu Medialität (Kap. 7), der auf der Grundlage des ersten Schnitts zu Raum (Kap. 6) erarbeitet worden war, zu eruieren, wie Beziehungspartner_innen mediale Fernbeziehungs-räume produzieren und welche (Un-)Möglichkeiten hinsichtlich der Gestaltung und des Umgangs mit positiven und negativen Interferenzen in diesen Räumen im Dazwischen damit einhergehen.

Nach dieser Rekapitulation zentraler Einsichten bezüglich der Infragestellung bzw. der Dekonstruktion von dualistischen Begriffskonnotationen und -verwendungen werde ich im Folgenden, ebenfalls in resümierender Absicht, weitere inhaltlich-thematische Aspekte aufgreifen, die sich aus der vorliegenden Arbeit ergeben haben, und skizzieren, wie diese gegebenenfalls in zukünftigen Studien in Betracht gezogen werden könnten.

Bereits im ersten Teil der Studie, das heißt im ›Spurenkapitel‹ (Kap. 4), wie später auch im zweiten Teil, dem Kapitel 9 zu den Diffraktionsmustern, zeigte sich wiederholt, dass Fernbeziehungen prinzipiell immer schon ›Beziehungskonfigurationen‹ sind. Darunter verstehe ich das grundlegende Eingewobensein von Fernbeziehungen (und analog dazu auch jeder anderen nahen sozialen Beziehung) in komplexe – historischen Veränderungsprozessen unterliegenden – gesellschaftliche, diskursiv-materielle Netze und Verhältnisse auf der Mikro-, Meso- und Makroebene. Im Fokus meiner Dissertation standen in diesem Zusammenhang zum einen die hinsichtlich naher sozialer Beziehungen vorherrschenden Normalisierungsdiskurse, mit denen sich Beziehungspartner_innen konfrontiert sehen und die unterschiedliche Strategien des Umgangs mit den damit einher-

gehenden Vorstellungen und Erwartungen nach sich ziehen. Zum anderen ließ sich bei der Analyse der Erzähltexte herausarbeiten, dass sich Fernbeziehungen nicht einfach als dyadisches System auffassen lassen, welchem zwei menschliche Akteur_innen angehören. Zur (erweiterten) ›Beziehungskonfiguration‹ lassen sich überdies nicht nur Familienangehörige, Freund_innen und Arbeitskolleg_innen oder ehemalige Partner_innen zählen, welche die gegenwärtige Beziehung in unterschiedlichster Art und Weise, sei dies implizit oder explizit, prägen, sondern auch diverse Technologien und Geräte wie Smartphones etc. Unter Berücksichtigung des Begriffs der Beziehungskonfiguration könnte es für zukünftige Forschungsarbeiten am Schnittpunkt von Medialität, Digitalisierung, Intimität und ›close relationships‹ von Interesse sein, zu untersuchen, wie Beziehungspartner_innen ihre Smartphones im Rahmen ihres Beziehungsalltags konkret nutzen und welche Apps verwendet werden, um verschiedene mediale Kommunikationsräume zu produzieren. Auf diese Weise ließe sich Relationalität in einem noch umfassenderen Sinne – das heißt, insbesondere auch unter Einbezug nichtmenschlicher Akteur_innen – analysieren, als ich dies im Rahmen dieser Arbeit tun konnte.

Des Weiteren ließe sich die Frage stellen, ob es in Zeiten von *#instacouple*, *#heiratsantrag* oder *#happyfamily* überhaupt noch Intimität gibt bzw. wie sich nahe soziale Beziehungen durch Social Media verändern und was dies für Paare – nicht nur für diejenigen, die selbst intime Bilder aus ihrem Beziehungsleben posten, sondern auch für diejenigen, die solche Bilder ›nur‹ konsumieren – in ihrem Alltag bedeuten kann. Vor diesem Hintergrund könnte die These untersucht werden, dass gängige Vorstellungen von Intimität infrage gestellt werden, wenn Bilder aus dem Beziehungsalltag, die ein Paar beispielsweise zusammen verschlafen im Bett, beim Essen, beim Feiern oder im Urlaub zeigen, sofort auf Kanälen wie Instagram mit aller Welt geteilt werden. Auf Sennetts (1983) Formel der Tyrannei oder Ideologie der Intimität rekurrierend, die den zunehmenden Rückzug ins Private mit dem Verkümmern des Politischen assoziiert, könnte gefragt werden, inwiefern heutzutage möglicherweise von einer Tyrannei des Teilens ›intimer‹ Momente über die sozialen Medien die Rede sein könnte und ob bzw. wie dies Verständnisse des Politischen, des Öffentlichen und des Privaten rekonfiguriert. Dabei wäre dem Umstand Rechnung zu tragen, dass intime Kommunikation über Plattformen wie Snapchat, Facebook oder Instagram läuft und somit über Unternehmen am Puls des digitalen Kapitalismus, welche die Daten der Nutzer_innen für kommerzielle Zwecke weiterverwenden und die Nutzer_innen möglicherweise besser kennen, als deren Beziehungspartner_innen selbst dies tun (vgl. hierzu bspw. Pettman, 2018).

Ein vielversprechender Ansatz zur Weiterverfolgung in zukünftigen Forschungsvorhaben bestünde des Weiteren in der Konzeptualisierung von Intimität – bzw. des Intimen gemäß Jullien (2014b, 2018) – als Sorgebeziehung. Dieser Aspekt fand in der vorliegenden Arbeit in Kapitel 2.2 ((Selbstenthüllungs-)Intimität

im Fokus) unter Bezugnahme auf Jamieson (1998, 1999) kurz Erwähnung, wurde dann aber weder im ›Spurenkapitel‹ (Kap. 4) noch in den Ausführungen zu den Diffraktionsmustern (Kap. 9) konkretisiert. Hierbei ginge es darum, Intimität oder das Intime unter dem Blickwinkel von gegenseitiger Hilfe, Fürsorge und Unterstützung weiterzubearbeiten, anstatt den Fokus einschränkend fast ausschließlich auf verbale Kommunikation zur Gestaltung von nahen Beziehungen zu richten. Auf Fernbeziehungspaare bezogen hieße dies auch, dass untersucht werden müsste, wie Sorgepraktiken im Beziehungsalltag auf Distanz ausgebildet werden und wie diese Praktiken die Erfahrungsräume und Erwartungshorizonte (vgl. Koselleck, 1995, S. 354) der in eine Beziehung involvierten Personen prägen.

In der vorliegenden Dissertation, die sich als feministisches Projekt versteht, wurde versucht, durch die Untersuchung des Phänomens der Fernbeziehungen vorherrschende, hegemoniale Intimitätskonzepte zu dekonstruieren. Dieses Vorhaben resultierte in der Zurückweisung der normalisierenden Vorstellung, dass eine grundlegende Bedingung für die Entstehung einer Sphäre der Intimität in der räumlichen Nähe bzw. der physischen Anwesenheit der Beziehungspartner_innen bestehe. Denn paradoxerweise kann vielmehr der Fall eintreten, dass »ein Übermaß an Nähe einem Entfernen gleich[kommt]« (Serres, 2005, S. 62; vgl. Jullien, 2014b, S. 185). Der Grund hierfür liegt in »der Vertrautheit oder vielmehr jener Gewohnheit, die aus dem Wohnen erwächst« (Serres, 2005, S. 62). Die Möglichkeit für die Entstehung einer Sphäre der Intimität – nicht zuletzt in einem Fernbeziehungskontext – basiert demgegenüber auf der Anforderung an die Beziehungspartner_innen, sich immer wieder neu zu begegnen, um »zu zweit leben« (Jullien, 2014b, S. 185) zu können. Zu diesem Zweck werden mediale Kommunikationsräume geschaffen, die eine Gestaltung des Dazwischen erlauben, damit »die Spannung der intimen Gegenwart« (Jullien, 2018, S. 98) nicht versiegt. Denn »[w]ährend die Grenze zum Anderen aufgehoben ist und er in unser Innerstes vordringt, halten wir ihn zugleich als Auftauchenden uns gegenüber [...], um ihn als Anderen zu bewahren (damit er *Gast* bleibe)« (ebd.; vgl. Derrida, 2001; 2016b, S. 234f.). In der vorliegenden Arbeit ergab sich durch die Dekonstruktion prädominierender Intimitätskonzepte auch eine Rekonfiguration vermeintlich eindeutig zu bestimmender Grenzziehungen zwischen dem ›Selbst‹ und dem ›Anderen‹: Anstatt in einem essenzialistischen Sinne von voneinander abgekoppelten, vereinzelt Entitäten auszugehen, sind diese vielmehr als relational und intraaktiv miteinander verschränkt zu verstehen, wobei sich das ›Selbst‹ und das ›Andere‹ wechselseitig in der Beziehung, die sie gemeinsam unterhalten, konstituieren. Auch dieses Fazit lässt sich als Ertrag der vorliegenden Arbeit auffassen, in der das Phänomen der Fernbeziehungen auf unterschiedlichen Ebenen der Wissensproduktion zwar nicht in allumfassender Weise untersucht werden konnte, die aber gleichwohl das Ziel verfolgt hat, analytische Perspektiven zu dokumentieren, die künftig eine substantielle Basis für eine Vielzahl möglicher Vertiefungsprojekte bilden könnten.